

Otto A. Böhmmer

Brüder im Geiste

Heidegger trifft Hölderlin

Mit einem Nachwort
von Otfried Höffe

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Otto A. Böhmer

Brothers in Spirit

Heidegger meets Hölderlin

In the present book Otto A. Böhmer tells the entertaining story of a philosopher who helped himself to a poet. Martin Heidegger, still a controversial figure here and there, defines Hölderlin as »the poet of poets«. This is not just meant as a hierarchy, but also illustrates the divinipotence of a poet who dared to advance towards freedom. What he saw there and what he received is also that which the thinker receives who had to find his own language, a less poetic language to dwell on thoughts both seem to share. The poet addresses the theme of thinking, the thinker attempts to get to the bottom of the language of the poet. Both of them labour under the mandate that must have been given to thinking itself in times immemorial, a mandate that points beyond earthly busyness. Hölderlin accepted this mandate as a poet; Heidegger performed this duty as a thinker, a thinker who left behind the manifoldness of beings in order to travel towards being itself.

The Author

Otto A. Böhmer, born in 1949, holds a PhD in Philosophy and served as an editor for several publishers from 1977 to 1986 (i. a. Suhrkamp, Insel and Brockhaus). He is the author of several successful philosophical non-fiction books and of several novels. His most recent book with Alber Verlag is the philosophical novel *Frei nach Schopenhauer*.

Otto A. Böhmer

Brüder im Geiste

Heidegger trifft Hölderlin

Otto A. Böhmer erzählt auf unterhaltsame Weise von einem Philosophen, der sich seinen Dichter nahm. Martin Heidegger, nach wie vor einer der Umstrittenen hierzulande, erklärt Hölderlin zum »Dichter der Dichter«. Dies ist nicht im Sinne einer Rangfolge gemeint, sondern zeichnet die Hellsichtigkeit eines Dichters aus, der sich ins Freie vorwagt. Was er dort schaut und empfängt, kommt auch dem Denker zu, der dafür andere, weniger poetische Worte finden muss. Der Dichter spricht die Sache des Denkers an, der Denker versucht der Sprache des Dichters auf den Grund zu gehen. Beide mühen sich im Sinne eines Auftrags, der vor unvordenklichen Zeiten ergangen sein muss und der über den irdischen Geschäftsbetrieb hinausweist. Hölderlin hat diesen Auftrag als Dichter wahrgenommen; Heidegger ist ihm als Denker nachgekommen, der die Vielfalt des Seienden zurücklässt, um zum Sein aufzubrechen.

Der Autor

Otto A. Böhmer, Jahrgang 1949, ist promovierter Philosoph und war von 1977 bis 1986 als Lektor für mehrere Verlage (u.a. Suhrkamp, Insel und Brockhaus) tätig. Er ist Autor sehr erfolgreicher philosophischer Sachbücher (u. a. *Sternstunden der Philosophie*, *Sofies Lexikon*) und mehrerer Romane (u. a. *Wenn die Eintracht spielt*, *Nächster Halt Himmelreich*). Zuletzt erschien bei Alber der philosophische Roman *Frei nach Schopenhauer*.

Der Autor dankt der *Wilhelm und Christine Hirschmann
Stiftung*, die dieses Buch mit einem Arbeitsstipendium
unterstützt hat.



Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2019
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Coverfoto: »Zwei gegen die Wand«, © der Projektor / Photocase.de
Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-495-49073-0

Inhalt

Spätes Glück	11
Im denkenden Gedicht	16
So stille manchmal	25
Eisern mein Himmel	33
Lob der Gelassenheit	43
Das alte Lied der Deutschen	57
Ein glimmend Lämpchen	62
Die Stiftung des Wortes	70
Menschen hell mit Bildern	78
Ausschau halten	83
Das große Geheimnis	96
Dämmerungen	102
Nach Abstrich von Raum und Zeit	112
Der tiefere Grund	121
Anmerkungen	129
Ausgewählte Bibliographie	133
Nachwort von Otfried Höffe	137

Für Christel und Mareike

»(...) Wo bin ich? Was heißt denn das: die Welt? Was bedeutet dies Wort? Wer hat mich in das Ganze hinein betrogen und lässt mich nun dastehen? Wer bin ich? Wie bin ich in die Welt hineingekommen; warum hat man mich nicht vorher gefragt, warum hat man mich nicht erst bekannt gemacht mit Sitten und Gewohnheiten, sondern mich hineingesteckt in Reih und Glied, als wäre ich gekauft von einem Menschenhändler? Wie bin ich Teilhaber geworden in dem großen Unternehmen, das man Wirklichkeit nennt? Warum soll ich Teilhaber sein? Ist das nicht Sache freien Entschlusses? Und falls ich genötigt sein soll, es zu sein, wer ist denn da der verantwortliche Leiter? An wen soll ich mich wenden mit meiner Klage? Das Dasein ist ja eine Diskussion, darf ich bitten, meine Betrachtung mit zur Verhandlung zu stellen (...). Will da niemand antworten?«

Sören Kierkegaard

SPÄTES GLÜCK

Als er heimgefunden hatte, legten sich die Stürme des Lebens. Stille kehrte ein. Früher hatte er sein Blut gespürt, das in ihm jagte und zu hitzigen Gedanken führte, die keinen Stein auf dem andern ließen. Dann aber wurde er in die Enge getrieben und ruhig gestellt, er fror unter der Sonne. Es war, als ob er gestorben wäre, zuvor aber noch die eigene Beerdigung zu organisieren hatte. Er ließ das alles verstreichen, ungerührt; zu seiner Beerdigung wäre ohnehin keiner gekommen, da konnte er auch das Sterben lassen. Blind getröstet machte er weiter, und von Stund an waren es die kleinen Freuden, die ihm sein zweites Leben füllten. Zum Beispiel Nächte wie diese, schmeichelnde, wispernde Sommernächte, die voller Stimmen waren – und ohne Ansehen der Person. Der Mond stand über dem Neckar, das Wasser glänzte, durch die Wipfel der Bäume ging ein Rauschen, obwohl es windstill war. Friedrich Hölderlin, ein Dichter, der kein Dichter mehr war, sondern Gast auf Erden, stand am geöffneten Fenster seines Tübinger Turmzimmers und schaute hinaus. Wer ihn nicht kannte, konnte meinen, daß er zu sich selber sprach, seine Lippen bewegten sich, er antwortete auf die Stimmen der Nacht, die nicht ihm galten. Hölderlin liebte Nächte wie diese, die sich zu einer schwäbischen Mittsommernacht zusammenfinden, in der das Licht die Dunkelheit durchdringt, nicht hell und lodernd wie im Norden, sondern verspielter, nach Art eines liebenden Jünglings, der es vorzieht, sein Mädchen einzuspinnen, zu umgarnen, statt es besitzen zu wollen. In der ersten, nun schon weit zurückliegenden Hälfte seines Lebens war Hölderlin in Nächten wie dieser noch ausgeschwärmt, er feierte ein Fest zu

Ehren der Götter, die nicht klein beugeben, nur weil sich ein einzelner Gott aufgeschwungen hat, um sich über sie zu erheben. Obnehin erscheint das Leben in jungen Jahren als eine Feier ohne Ende, jegliche Sperrstunde ist aufgehoben. Die Götter indes sind nicht überholt; der gestrenge Herr Vater Gott, der sich sogar seines Sohnes entledigt, um den eigenen Machtanspruch hinterrücks, über die Gewährung fataler Gnade, zu festigen, glaubt, allmächtig zu sein, er ist sich das schuldig, aber an die Götter reicht er nicht heran. Oder sollte man sagen: nicht mehr heran – denn es ist ja alles, fast alles anders geworden in letzter Zeit, die Menschen, einmal hellhörig geworden, haben sich mancher Fesseln entledigt, dafür sind andere, unemerkt, hinzugekommen. Hölderlin, mittlerweile etwas fülliger um die Hüften geworden und war doch früher ein so ranker und schlanker, man sagte auch: gutaussehender Mann, ist es zufrieden mit der Ruhe, in die er sich einbegeben hat. Manchmal fahren ihm noch Erkenntnisblitze in sein herabgestimmtes Bewußtsein, dann erschrickt er und Erinnerungsstücke, abgelegt in eigener, nicht mehr auf Wort und Schrift bezogener Ordnung, fallen ihm durch den Kopf, er kommt sich dann ertappt vor, schuldig ist er, daß er die Ordnung nicht ordentlich halten konnte, sondern die anfallende Unordnung zuläßt – es greift ihn an wie ein entbehrlicher Schmerz. Das aber passiert nur noch selten; viel lieber läßt er sich das Nächstliegende denken, erfreut sich am träge dahinströmenden Neckar, der blauen, unverrückbaren Alb, an den Mauerseglern, die aus der Sonne heimkehren ins schattige Versteck, an Brot, Wasser und Wein. Wenn man sich nach seinem Befinden erkundigt, das kommt vor, antwortet er freundlich, es gibt nichts zu sagen, aber jede freundliche Frage ist mit einer freundlichen Antwort zu erwidern, das gebieten die Regeln der Höflichkeit, die ihm schon im Elternhaus mit den zwei Vätern beigebracht wurden. Hölderlin möchte nicht mehr angerührt werden, er braucht den Schmerz und die Angst nicht mehr, die das alte Bewusst-

sein bestimmten, er braucht auch das Selbst nicht mehr, das dem alten Bewußtsein aufgesetzt war. Es ist ihm zersprungen wie ein Tableau, das man beschwert hat, ohne sich daran zu erinnern, daß es einmal gedacht war, Leichtes abzutragen. Bei seinem Bedenken ist er, als es an der Zeit war, gescheitert – es kam einer Rettung gleich. Er konnte noch einmal beginnen, das alte Bewußtsein wird nun an sicherem, unzugänglichem Ort aufbewahrt; vielleicht haben andere eines fernen Tages Verwendung dafür und möchten wissen, was er einst dachte. Ein Geschenk war sein Denken, ein Leiden; er selbst, wenn es ihn je gegeben hat, war dafür nicht zuständig. Die Stimmen der Nacht werden lauter, legen sich übereinander; auch hier jetzt wieder Unordnung in der Ordnung, der Abtrieb hat begonnen. Weitab, über den Vorhöhen der Alb, zucken schon Blitze, ihr Donner kommt noch nicht nach. Die alten Bäume rauschen in einem härter werdenden Wind, der Fluß überzieht sich mit bräunlichen Wellen. Ein Nachen hat sich losgerissen und treibt auf die Brücke zu, früher oder später wird er zerschellen. Wenn die Nacht sich so wendet und keine Mittsommernacht mehr ist, weiß Hölderlin, was er zu tun hat. Er schließt das Fenster und legt sich auf sein Bett. Bekleidet ist er für den Notfall, der jederzeit eintreten kann. Wer wie er, Hölderlin, für die Einrede des Wissens nicht mehr empfänglich ist, hält sich in der Schweben; im Wartestand ist er und weiß nicht, daß er wartet. Spätes Glück wird gegeben, es bedarf keiner Erfahrung.

»Abgezogenheit von allem Lebendigen, das war es, was ich suchte ... Allmählich war mir das, was man vor Augen hat, so fremde geworden, daß ich es oft beinahe mit Staunen ansah. (...) Ich kam mir vor wie ein Geist, der sich über die Mitternachtsstunde verweilt hat, und den Hahnenschrei hört ... Meinem Herzen ist oft wohl in dieser Dämmerung. Ich weiß nicht, wie mir geschieht ... Mein ganzes Wesen ver-

stummt und lauscht ... Mir wird, als schlosse sich die Pforte
des Unsichtbaren auf mir auf und ich verginge mit allem, was
um mich ist, bis ein Rauschen im Gesträuche mich aufweckt
aus dem seligen Tode ... Meinem Herzen ist wohl in dieser
Dämmerung. Ist sie unser Element, diese Dämmerung?«

Hölderlin¹

»Der Tod, wenn wir jene Unwirklichkeit so nennen wollen,
ist das Furchtbarste, und das Tote festzuhalten, das, was die
größte Kraft erfordert. Die kraftlose Schönheit haßt den Ver-
stand, weil er ihr dies zumutet, was er nicht vermag. Aber
nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der
Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in
ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes.«

Hegel²

»Täglich geh' ich heraus und such' ein Anderes immer, /
Habe längst sie befragt, alle die Pfade des Landes; / Droben
die kühlenden Höhn, die Schatten alle, besuch' ich, / Und die
Quellen; hinauf irret der Geist und hinab, / Ruh erbittend; so
flieht das getroffene Wild in die Wälder, / Wo es um Mittag
sonst sicher im Dunkel geruht ... / Nicht die Wärme des
Lichts und nicht die Kühle der Nacht hilft / Und in Wogen
des Stroms taucht es die Wunden umsonst ... / – Ach! Wo
bist du, Liebende, nun? Sie haben mein Auge / Mir genom-
men, mein Herz hab' ich verloren mit ihr. / Darum irr' ich
umher, und wohl, wie die Schatten, so muß ich / Leben und
sinnlos dünkt lange das Übrige mir. / Danken möcht' ich,
aber wofür? Verzehret das Letzte / Selbst die Erinnerung
nicht? nimmt von der Lippe denn nicht / Bessere Rede mir
der Scherz ...«

Hölderlin³

Spätes Glück

»Ich bitte dieses Blatt nur gutmütig zu lesen. So wird es sicher nicht unfäßlich, noch weniger anstößig sein. Sollten aber dennoch einige eine solche Sprache zu wenig konventionell finden, so muß ich ihnen gestehen: ich kann nicht anders. An einem schönen Tage läßt sich ja fast jede Sangart hören, und die Natur, wovon es her ist, nimmt's auch wieder.«

Hölderlin⁴

»Aber Freund! wir kommen zu spät. Zwar leben die Götter, /
Aber über dem Haupt droben in anderer Welt. / Endlos wirken sie da und scheinen wenig zu achten, / Ob wir leben, so sehr schonen die Himmlischen uns, / Denn nicht immer vermag ein schwaches Gefäß sie zu fassen, / Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch. / Traum von ihnen ist drauf das Leben. Aber das Irrsal / Hilft, wie Schlummer, und stark machet die Not und die Nacht, / Bis daß Helden genug in der ehernen Wiege gewachsen, / Herzen an Kraft, wie sonst, ähnlich den Himmlischen sind. / Donnernd kommen sie drauf. Indessen dünket mir öfters / Besser zu schlafen, wie so ohne Genossen zu sein, / So zu harren, und was zu tun indes und zu sagen, / Weiß ich nicht, und wozu Dichter in dürftiger Zeit ...«

Hölderlin⁵

IM DENKENDEN GEDICHT

Friedrich Hölderlin war ein Dichter, der in »dürftiger« Zeit dichtete; im nachhinein besehen ist sie wohl so dürftig und großartig gewesen wie jede andere Zeit, die sich an einem Ideal bemißt, das ihr nicht entspricht. Hölderlins Tonfall ist unverwechselbar, sein Anspruch beträchtlich: Er läßt das Unsagbare anklingen, bis es, eindringlich aufsteigend, sagbar erscheint, obwohl wir dabei mehr mit Ahnungen bedacht werden als mit tiefgreifenden Einsichten. Dafür hat er, so will es eine der literarhistorischen Varianten, die sich um sein Leben ranken, schließlich mit der Aufgabe des dichterischen Normalverstands bezahlen müssen. Hölderlin verfiel dem Wahnsinn, und bis auf den heutigen Tag hält sich, ähnlich wie im Fall Nietzsche, eine begründete Vermutung, daß der Wahnsinn nur eine letzte Zufluchtsstätte gewesen sein könnte – der Fluchtpunkt in einem auseinanderreibenden Leben, das sich anders nicht mehr bestehen ließ.

Mit der Gedichtzeile »wozu Dichter in dürftiger Zeit« aus der Elegie *Brot und Wein* hat Hölderlin nicht nur auf den eigenen Berufsstand verwiesen, sondern auch ein geflügeltes Wort geschaffen, das geeignet war, über seine besonderen Lebensumstände hinauszugreifen. Dürftige Zeiten sind fast immer, was sich beispielsweise aus den Klagen der Kulturschaffenden heraushören läßt, zu deren Arbeitsplatzbeschreibung es gehört, dem Zeitgeist mit Widerworten zu begegnen. Daß Dichter und Denker ähnliche Ansichten vertreten, kommt vor; daß sie sich jedoch eine Brüderschaft im Geiste erwählen, die von den Zeitumständen absieht und auf einhellige Zustimmung setzt, ist selten. Der Philosoph Mar-

tin Heidegger, nach wie vor einer der Umstrittenen hierzulande, der dennoch oder gerade deswegen als einer der weltweit bekanntesten deutschen Philosophen gilt, hat eine solche Brüderschaft im Geiste geschaffen, und er erwählte sich dafür keinen Geringeren als – Friedrich Hölderlin. Wir können den Dichter nicht mehr befragen, ob er mit einer solchen freundschaftlichen Vereinnahmung einverstanden gewesen wäre, und auch Heidegger, der seinem Jahrhundert einige nachhaltige Irritationen bescherte, steht für Auskünfte nicht mehr zur Verfügung. Was bleibt, sind die Werke, im besonderen die Hölderlin-Aufsätze Heideggers, aus denen deutlich wird, daß die Allianz von Philosoph und Dichter fest gründet und auf ein gemeinsames Erkenntnisinteresse festgelegt werden kann. Für Heidegger ist der Dichter Hölderlin kein beliebiger Dichter, dessen Werk, nach germanistischer Sitte, seziert und bedacht werden könnte wie andere poetische Erzeugnisse auch. Nein, Hölderlin steht weitab von jeder literarischen Beliebigkeit, weil er, so Heidegger, kein artifizieller Themen-Schöpfer gewesen ist, sondern Kunde gab vom Göttlichen, Ewigen, Einen, das nur zu denen spricht, die in der Lage sind zu hören. In einer 1936 in Rom gehaltenen Rede mit dem Titel »Hölderlin und das Wesen der Dichtung«, deren Text später in einer Zeitschrift namens *Das innere Reich* abgedruckt wurde, heißt es dazu: »Warum ist für die Absicht, das Wesen der Dichtung zu zeigen, Hölderlins Werk gewählt? Weshalb nicht Homer oder Sophokles, weshalb nicht Vergil oder Dante, weshalb nicht Shakespeare oder Goethe? In den Werken dieser Dichter ist das Wesen der Dichtung doch auch und sogar reicher verwirklicht als in dem früh und jäh abbrechenden Schaffen Hölderlins ... Daher scheint unser Vorhaben schon im Ansatz verfehlt. Gewiß – solange wir unter ›Wesen der Dichtung‹ das verstehen, was in einen allgemeinen Begriff zusammengezogen wird, der dann für jede Dichtung in gleicher Weise

gilt. Aber dieses Allgemeine, das so für alles Besondere gleich gilt, ist immer das Gleichgültige, jenes ›Wesen‹, das niemals wesentlich werden kann. Doch eben dieses Wesentliche des Wesens suchen wir, jenes, was uns zur Entscheidung zwingt, ob und wie wir die Dichtung künftig ernst nehmen, ob und wie wir die Voraussetzungen mitbringen, im Machtbereich der Dichtung zu stehen. – Hölderlin ist« also »nicht darum gewählt, weil sein Werk eines unter anderen das allgemeine Wesen der Dichtung verwirklicht, sondern einzig deshalb, weil Hölderlins Dichtung von der dichterischen Bestimmung getragen ist, das Wesen der Dichtung eigens zu dichten. Hölderlin ist uns in einem ausgezeichneten Sinne *der Dichter des Dichters*. Deshalb stellt er in die Entscheidung.«⁶

Heidegger erklärt Hölderlin zum Dichter der Dichter. Dies ist nicht im Sinne einer Rangfolge gemeint, sondern bezieht sich auf die Hellsichtigkeit und das innere Wahrnehmungsvermögen eines Dichters, der sich ins Freie vorwagt. Was er dort schaut und empfängt, kommt auch dem Denker zu, der dafür andere, weniger poetische Worte finden muß. Der Dichter spricht die Sache des Denkers an, der Denker versucht der Sprache des Dichters auf den Grund zu gehen. Beide mühen sich im Sinne eines Auftrags, der vor unvordenklichen Zeiten ergangen ist und über den irdischen Geschäftsbetrieb hinaus auf die Ewigkeit verweist. Hölderlin hat diesen Auftrag als Dichter wahrgenommen; Heidegger ist ihm als Denker nachgekommen, der die Vielfalt des Seienden zurückläßt und zum Sein selbst vordringen will. Hölderlin, so könnte man sagen, hat sich in seinem Metier als Vorgänger eines Philosophen versucht, der ihm dafür, nachträglich und unaufgefordert, Anerkennung zollt.